

Michael Knoche

»Jetzt bin ich wieder bei Wilhelm Meister angekommen« – Bibliothekar als Beruf

Ein Gespräch

Matthias Bormuth: Herr Knoche, Sie waren für ein Vierteljahrhundert Direktor der Herzögin Anna Amalia Bibliothek in Weimar. In und nach dieser Zeit haben Sie Ihre Erfahrungen und Einsichten auch in Büchern gespiegelt. Wie kommt man zu einem solchen Leben mit Büchern?

Michael Knoche: Ich stamme nicht aus einem Bildungshaushalt. Mein Großvater väterlicherseits war Bauer im Sauerland, mein Großvater mütterlicherseits Arbeiter bei Krupp in Essen. Mein Vater hatte – auch durch die Kriegszeit bedingt – nicht studieren können. Er wurde erst sehr viel später Verwaltungsdirektor eines Krankenhauses. Meine Mutter, von der Ausbildung her Säuglingsschwester, hat nicht einmal eine höhere Schule besucht, obwohl gerade für sie Literatur ein Lebenselixier war. Sie las gerne Rilke und Thomas Mann, aber zwischendurch auch Heimat-, Arzt- und Liebesromane, und konnte unendlich viele Gedichte rezitieren. Vor allem sie weckte zu Hause mein Interesse an der Literatur.

Bormuth: Gab es auch Anregungen durch die Schule?

Knoche: Am Düsseldorfer Görres-Gymnasium genossen wir einen sehr guten Literaturunterricht, in Deutsch ebenso wie in Englisch und den alten Sprachen Latein und Griechisch.

Bormuth: Gibt es bestimmte Bücher, die Ihnen aus der Schulzeit besonders in Erinnerung geblieben sind?

Knoche: Am stärksten hatte mich damals *Der grüne Heinrich* von Gottfried Keller beeindruckt. Ich hatte über den Roman mein erstes Referat im Deutschunterricht zu halten. Keller ist ein großartiger Erzähler, der

alles selbst empfunden und erlebt zu haben scheint, was seinem Helden geschieht. Mich hatte die Geschichte gepackt.

Bormuth: Was wirkte so anziehend an diesem realistischen Roman des 19. Jahrhunderts?

Knoche: Der Protagonist, Heinrich, kam – wie ich selber – nicht aus einem gewachsenen bürgerlichen Milieu. Nachdem er den Vater verloren hatte und von der Schule verwiesen worden war, war er gezwungen, sich seinen eigenen Weg in die Gesellschaft zu suchen. Wahrscheinlich war das der Grund, warum ich von der Hauptfigur so fasziniert war. Und die Liebesgeschichten um Judith und Anna, die die Einbildungskraft des Heranwachsenden in Bewegung brachten, hatten es mir natürlich auch angetan.

Bormuth: Das heißt, die Identifikation mit einer literarischen Figur Gottfried Kellers, die sich autodidaktisch bildet, stand am Anfang Ihres Weges. Schrieben Sie auch als Jugendlicher?

Knoche: Als ich 14 Jahre alt war, gab ich eine kleine Zeitung für Verwandte, Bekannte und Freunde heraus. Sie hieß, etwas geschraubt, »Sententia«, umfasste zwölf Seiten pro Monat und wurde auf Matrizen abgezogen. Sie deckte mit Politik, Kultur, Sport und Rätseln alles ab, was mich beschäftigte. Aber mit dem Jahr 1968, als die Studentenbewegung bei mir ankam und meine Interessen politischer wurden, verlor ich schlagartig die Lust an dem Unternehmen. Die »Sententia« wurde mir peinlich.

Bormuth: Wie reagierte die Familie auf diese Entwicklung hin zu Literatur und Politik?

Knoche: Meine Mutter unterstützte mich meistens, aber mehr aus mütterlicher Fürsorge denn aus politischer Überzeugung. Mein Vater, zu dem ich eigentlich ein sehr gutes Verhältnis hatte, war politisch auf einer strammen Adenauer/CDU-Linie. Zusammen mit einem meiner beiden jüngeren Brüder habe ich ihn in unendliche politische Diskussionen verstrickt. Bald nach dem Abitur wollte ich fort von zu Hause. Ich hatte immer das Gefühl, dass die Welt ganz anders tickte, als mein Elternhaus und mein Düsseldorfer Milieu dies wahrnahmen.

Bormuth: Spielte Heinrich Heine als Sohn Düsseldorfs für Sie und Ihre Klassenkameraden eine Rolle?

Knoche: Heine war Schüler unserer Schule gewesen, insofern hätte man zumindest erwarten können, dass er im Curriculum auftauchte, wenn schon nicht die ganze Schule sich stolz nach ihm benannt hätte. Aber Heinrich Heine kam im Unterricht fast gar nicht vor, in meinem Studium später umso stärker. In den sechziger Jahren mied man die wilden Dichter jüdischer Herkunft noch ängstlich. Erst nach über zwei Jahrzehnten des Streits fasste die Universität Düsseldorf im Jahr 1988 den Beschluss, sich nach Heinrich Heine zu benennen.

Bormuth: Wie sind Sie von Düsseldorf nach Tübingen gekommen?

Knoche: Ich verweigerte – politisch motiviert – den Kriegsdienst und suchte für den damals achtzehnmonatigen Ersatzdienst eine neue Stelle. Die anfängliche Arbeit in der Verwaltung des Roten Kreuzes in Düsseldorf begeisterte und forderte mich wenig. So ließ ich mich als Hilfserzieher an ein katholisches Internat in Leutkirch im Allgäu versetzen. Dort war ich für die Jungen Aufsicht, Spielkamerad und Freund. Abends, wenn ich sie in die Betten verfrachtete, hörte ich mir manche traurige Familiengeschichte an. In dieser Arbeit ging ich voll und ganz auf und spielte eine Zeitlang mit dem Gedanken, Lehrer zu werden.

Bormuth: Wie ging es für Sie weiter?

Knoche: Es lag aus praktischen Gründen nahe, von Leutkirch aus nach Tübingen an die Württembergische Landesuniversität zu gehen. So konnte ich an Wochenenden über die Ersatzdienstzeit hinaus auch weiter in dem Internat arbeiten. Aber es war auch der gute Ruf der Tübinger Geisteswissenschaften, der mich anzog. Ich kannte viele Professorennamen aus der *Zeit* oder der *Frankfurter Rundschau*, vereinzelt auch aus der Buchlektüre. Ich begann mit Germanistik und Katholischer Theologie und entschloss mich bald darauf, mich auch für Philosophie einzuschreiben, zumal sich die Fächer inhaltlich teilweise überschneiden und ergänzen.

Bormuth: Gibt es aus den Tübinger Jahren bestimmte Lehrer, mit denen Sie starke Erinnerungen verbinden?

Knoche: Eine herausragende Persönlichkeit in der Germanistik, meinem heimlichen Hauptfach, war Paul Hoffmann, der als junger Mann im neu-seeländischen Exil Privatsekretär von Karl Wolfskehl gewesen war, einem Vertrauten Stefan Georges. Ein unglaublich kluger und freundlicher Mann, der vor allem Lyrikerexperte war, sich aber auch in den Literatu-

ren ganz Europas glänzend auskannte. Eigentlich war er ein Dichter, der Professor geworden ist. Er hat uns das Lesen gelehrt. Sehr gern habe ich auch bei Walter Jens, Richard Brinkmann, Wilfried Barner oder Gotthold Wunberg, meinem späteren, sehr geschätzten Doktorvater, studiert, um nur die Literaturwissenschaftler zu nennen.

Bormuth: Existierte damals die Möglichkeit, Schriftsteller als Gäste eines Seminars kennenzulernen?

Knoche: Das war eher unüblich, aber ich erinnere mich, dass einmal der ostdeutsche Dramatiker Peter Hacks eingeladen war – eine große Sache für uns, einen der bedeutenden DDR-Autoren leibhaftig zu erleben. Andererseits war auch Walter Jens, der offiziell Rhetorik lehrte, Schriftsteller, freilich ein ganz anderer als Paul Hoffmann. Jens hat durch seine imponierende Persönlichkeit auf mich belebend und motivierend gewirkt. Er hat uns Studenten eigentlich überfordert – etwa in der Art: »Wenn Sie diesen italienischen Aufsatz über Lessing, den ich Ihnen zur Lektüre empfehle, nicht verstehen, dann lernen Sie doch bis zum Semesterende Italienisch!« In einem Heine-Seminar ist mir sein Satz im Gedächtnis geblieben: »Wenn Sie das Referat über Heines Börne-Buch übernehmen, müssen Sie natürlich auch Börne kennen, und zwar den ganzen Börne. Wieland werden Sie ja gelesen haben.« Da konnte man nur schlucken. Plötzlich hatte man eine Leseliste, die unendlich war. Aber man wollte den Lehrer ungern enttäuschen, und so strengte man sich an.

Bormuth: Lessing, Wieland, Börne, Heine sind Autoren aus Aufklärung und Romantik, die alle einen politischen Zug aufweisen.

Knoche: Dies traf auch auf Walter Jens zu, der ein beeindruckender Redner war und gelegentlich zusammen mit Ernst Bloch auf Demonstrationen aufgetreten ist. In Tübingen gehörten das akademische und politische Leben zusammen; man glaubte in den frühen siebziger Jahren, die beiden Sphären integrieren zu können. Die Universität wollte ihren Elfenbeinturm verlassen.

Bormuth: Und doch blieb der Impuls, wenn ich recht verstehe, die Literatur zur Aufklärung aller politisch wirksam werden zu lassen. Geht Ihr späterer Entschluss, zum Thema der Volksbildung um 1848 zu promovieren auf diese Zeit zurück? Und spiegelt sich darin nicht auch ein Stück Ihrer eigenen Geschichte, in der Ihnen Bildung, persönliche und

politische, nur begrenzt in die Wiege gelegt war und Schule und Studium Wege waren, sie zu erlangen?

Knoche: Ich kann beide Fragen bejahen. Auch wenn die Promotion erst viele Jahre später kam, so regte das Tübinger Studium doch an, den volkspädagogischen Impulsen im 19. Jahrhundert nachgehen zu wollen. Und sicherlich waren die Impulse, die unser Gymnasialunterricht setzte, für die Ausbildung meiner Interessenlage entscheidend.

Bormuth: Diese Autoren der Aufklärung verstanden sich als Popularphilosophen, die nicht allein Fachleute vor Augen hatten, sondern sich auch an ein lesefähiges Laienpublikum wandten, das sie zum »Selbstdenken« anregen wollten.

Knoche: Auch Georg Büchner, Bertolt Brecht und Walter Benjamin haben damals zum Kanon gehört. Sie haben mich darin bestärkt zu glauben, Literatur könne auch eine aufklärerische und politische Wirkung haben. Damals zog es mich sogar aus dem beschaulichen Neckartal nach Berlin, der Hauptstadt des studentischen Protestes. Aber anders als erwartet, hat mich mein Aufenthalt im Jahr 1975 in keiner Weise den K-Gruppen nähergebracht, sondern in eine persönliche Krise gestürzt. Ich habe dort das erste Mal eine Großstadt erlebt – Düsseldorf kann man ja nicht mitrechnen – einschließlich des Gefühls der Einsamkeit. Auch setzte mir das Gefühl, in einer eingeschlossenen Stadt zu leben, die kein Tor ins Offene hat, zu. Man durfte sich nur auf dem Transitweg hinein- und hinausbewegen. Ich erinnere mich an zehn bis zwölfstündige Fahren im VW Käfer.

Bormuth: Wie gefiel Ihnen das dortige Studium?

Knoche: In Berlin habe ich ein Semester an der Freien Universität und an der Technischen Universität studiert. Viel mehr als von der Politik war ich fasziniert von Klaus Heinrich, dem Religionswissenschaftler, Helmut Gollwitzer, dem evangelischen Theologen, sowie dem Autor und Germanisten Walter Höllerer. Schließlich bin ich nach Tübingen zurückgekehrt, um in vertrauten Verhältnissen meine Examina zu machen.

Bormuth: Wie ging es weiter?

Knoche: Ich stand vor der Frage: »Sollst du deinen alten politisch-pädagogischen Idealen folgen und in die Schule gehen? Oder geht dein Weg in eine andere Richtung?« Trotz des bestandenen Staatsexamens habe ich

mich zunächst um eine Stelle als Buchhändler beworben. Ich gab eine Anzeige im *Börsenblatt für den deutschen Buchhandel* auf. Es meldete sich ausgerechnet die Buchhandlung, die ich am besten kannte und bei der ich mich nicht getraut hatte, wegen einer Stelle anzufragen.

Bormuth: Meinen Sie etwa die Buchhandlung Gastl? Sie strahlte noch in meinen Tübinger Zeiten die Aura aus, die sie im Jahrzehnt gewonnen hatte, als Ernst Bloch und andere Gelehrte dort ständige Gäste in der oberen, geisteswissenschaftlichen Etage waren, wo alte Ledersessel einluden, die Neuerscheinungen mit Muße zu studieren.

Knoche: Ja, genau. Es war ein Traum, in dieser Buchhandlung arbeiten zu dürfen. Mein Gespräch mit der berühmten Inhaberin Julie Gastl verlief über weite Strecken verheißungsvoll. Es gab am Ende nur einen Punkt, der mich irritierte, als sie sagte: »Wenn Sie bei uns arbeiten sollten, müssten Sie natürlich auch für 200.000 DM Umsatz im Jahr stehen.« Die Summe kam mir so astronomisch hoch vor, wohl auch, weil mir der wirtschaftliche Aspekt des Buchhandels bis dahin vollkommen nebensächlich gewesen war. Ich hatte naiverweise geglaubt, es ginge in erster Linie um das Geistige und dessen Vermittlung. Julie Gastls klar formulierte Erwartung hat mich zurück in die Realität geholt.

Bormuth: Wie konnten Sie den Konflikt lösen?

Knoche: Fast zeitgleich erhielt ich, völlig überraschend angesichts der riesigen Bewerberzahl, die Zusage, eine Ausbildung zum wissenschaftlichen Bibliothekar machen zu können. Daraufhin habe ich bei mir gedacht: »Vielleicht diene ich dem Buchhandel besser, wenn ich als Bibliothekar ordentlich Bücher bestelle, als wenn ich im Laden nur über sie rede, ohne viel zu verkaufen.«

Bormuth: Wie hielten Sie es selbst mit dem Anschaffen von Büchern? Hatten Sie schon als Student begonnen, sich eine Privatbibliothek aufzubauen?

Knoche: Die siebziger Jahre waren nicht die Zeit, in der man Bücher als Objekte wertschätzte – die Hauptsache war, man kam heran an den Lektürestoff, sei es durch Bibliotheken, billige Taschenbuchausgaben oder sogar Raubdrucke. Seit den Düsseldorfer Zeiten war ich selbst eifriger Bibliotheksnutzer, in Tübingen sogar Hilfswissenschaftler in einer Bibliothek für scholastische Philosophie. Gleichwohl war ich so aufs Lesen

erpicht, dass sich bei mir auch schon in der Studienzeit eine ordentliche Gebrauchsbibliothek angesammelt hat.

Bormuth: Wie hat man sich den ungewöhnlichen Weg in den höheren Bibliotheksdienst vorzustellen?

Knoche: Man beginnt mit einem Praxisjahr, in dem man alle Abteilungen einer großen Bibliothek durchläuft. Ich wäre lieber an der Tübinger Universitätsbibliothek geblieben, in deren historischem Lesesaal, dem Bonatzbau, ich besonders gerne studiert habe. Aber da man keinen Bedarf für einen Bibliothekar mit meiner Fächerkombination hatte, wurde ich der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe zugeordnet. Sie entpuppte sich als überraschend interessant, so dass mir das Praxisjahr dort wesentliche Grundlagen für meinen weiteren Berufsweg vermittelt hat. Ich lernte den Organismus Bibliothek in allen Funktionen genau kennen. Man genoss als Bibliotheksreferendar einen privilegierten Status, weil man von den erfahrenen Kollegen im unmittelbaren Lehrer-Schüler-Verhältnis in alle Arbeitsvorgänge eingeweiht wurde. So wurde ich vor Ort vertraut gemacht mit den Grundsätzen einer Erwerbungsentscheidung, den Bestellungen im Buchhandel, der Zeitschriftenakzession, Formal- und Sachkatalogisierung, den Magazinen, der Ausleihe, Fernleihe, dem Lesesaal und Auskunftsdienst bis hin zu den Sondersammlungen mittelalterlicher Handschriften und seltener Drucke. Das Gute war auch, dass man nach zwei, drei Wochen in die nächste Abteilung geschickt wurde und somit die etwas gleichförmigeren Arbeiten erträglich blieben. Zu den öden Dingen in der Ausbildung gehörte z. B. das Einüben der »Preußischen Instruktionen«, das Regelwerk für die Katalogisierung der Druckschriften.

Bormuth: Was erwartete Sie in der theoretischen Phase der Ausbildung?

Knoche: Im Bibliothekarlehrinstitut in Köln kamen Referendare aus mehreren Bundesländern für ein Jahr zusammen. Der Unterricht konzentrierte sich auf die Strukturen und Organisationsweise des Bibliothekswesens in Deutschland und weltweit. Wir lernten die verschiedenen Bibliothekstypen kennen, beschäftigten uns mit ihrer Geschichte sowie jener des Buchhandels und des Buches. Andere Fächer waren Einbandkunde, Bibliotheksbau und -technik einschließlich Datenverarbeitung, des weiteren Klassifikationslehre, Regeln zur Schlagwortvergabe, Bibliometrie und ähnliche Dinge. Im letzten halben Jahr musste man noch eine Assessorarbeit schreiben, in der ich mich mit der »Öffentlichkeitsarbeit von wissenschaftlichen Bibliotheken« beschäftigt habe.

Bormuth: Kann man sagen, dass Sie den idealen Beruf gefunden hatten?

Knoche: In Köln bestätigte sich, was sich schon in Karlsruhe abgezeichnet hatte – die Bibliothek ist das richtige Arbeitsfeld für mich. Es ist eine Tätigkeit zwischen den Sphären von Praxis und Wissenschaft, die zugleich mit einem aufklärerischen Anspruch und Prinzipien wie Freiheit des Wortes, Zugang zu Wissen für jedermann, weltanschauliche Neutralität verbunden ist. Ich würde sagen, mein politisches Engagement aus der Zeit der Studentenbewegung hat in diesem Berufsverständnis seinen Ausdruck gefunden.

Bormuth: Was empfand die Familie, die nicht weit entfernt in Düsseldorf lebte, zu diesem Werdegang?

Knoche: Die Eltern waren stolz. Und zugleich blieb ihnen das, was ich machte, eine fremde Welt. Sie haben auch nicht verstanden, dass ich nicht wie die übrigen Absolventen in den Bibliotheksdienst gehen, sondern lieber für einige Jahre meinen Aufenthalt in Köln verlängern wollte, um an der Universität eine Assistentenstelle im Bereich Bibliothekswissenschaft zu übernehmen. Als diese Zeit abgelaufen war, befand ich mich tatsächlich in einer beruflichen Sackgasse. Insofern hatten sie recht mit ihrer Skepsis. Ich war inzwischen zu alt für die klassische Beamtenlaufbahn und fand keine passende Stelle.

Bormuth: Vermutlich keine angenehme Erfahrung?

Knoche: Es war nicht angenehm, aber auch nicht tragisch. Ich konnte die Tübinger Dissertation, an der ich während meiner Kölner Zeit nebenher gearbeitet hatte, publikationsreif machen. Ihre Veröffentlichung verhalf mir wundersamerweise zu einer neuen Stelle, als eines Tages ein Brief des Springer Verlags Heidelberg bei mir mit der Frage eintraf, ob ich nicht die Verlagsgeschichte aufbereiten wolle. Man war auf mich aufmerksam geworden, da meine Doktorarbeit ausführliche Passagen über Julius Springer enthielt, der als jüdischer Verlagsgründer auch ein Vorkämpfer der Pressefreiheit im Vorfeld der 1848er Revolution gewesen war.

Bormuth: Karl Jaspers veröffentlichte bei Springer nach 1900 sowohl seine *Allgemeine Psychopathologie*, die *Idee der Universität* wie auch die *Psychologie der Weltanschauungen* und die dreibändige *Philosophie*. Damals war der Verlag führend in Deutschland. Ist er nicht heute ein Weltkonzern, der Fragen von Aufklärung und Philosophie weit hinter sich gelassen hat?

Knoche: Springer konzentriert sich inzwischen ganz auf Naturwissenschaften und Medizin. Philosophie und Geisteswissenschaften spielten jenseits der Jaspers-Titel nur eine ganz geringe Rolle. Springer agiert mit seinen rund 250.000 Büchern und fast 3000 verschiedenen Zeitschriften heute international – mit Standorten in rund 50 Ländern der Welt. Meine eigene Arbeit war auf die Vorbereitung des 150jährigen Firmenjubiläums ausgerichtet, hin und wieder übernahm ich auch Bücher ins Lektorat, die nicht in das normale Programmschema passten. So hatte ich einige Verlagserfahrungen gesammelt, die es möglich machten, 1991 als geisteswissenschaftlicher Lektor zum Berliner Erich Schmidt Verlag zu wechseln.

Bormuth: Aber bald kam Weimar in den Blick. Wie kam es zu dem Wechsel an die heutige Anna Amalia Bibliothek?

Knoche: Ich hatte mich noch zu DDR-Zeiten auf die Stelle des Bibliotheksdirektors bei den Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen deutschen Literatur in Weimar beworben, rechnete mir aber keine große Chance aus. Das Auswahlverfahren zog sich unendlich lange hin. Gerade als ich in Berlin anfang, erreichte mich im April 1991, also ein gutes halbes Jahr nach der Wiedervereinigung, die Zusage aus Weimar.

Bormuth: Wann wurde die Zentralbibliothek der deutschen Klassik in Herzogin Anna Amalia Bibliothek umbenannt?

Knoche: Das war in der allerersten Zeit, in die das dreihundertjährige Gründungsdatum der Bibliothek fiel. Ich habe die Feierlichkeiten um zwei Monate auf den 18. September 1991 verschoben. So hatten meine Mitarbeiter und ich Zeit, alles gut vorzubereiten und einen neuen Namen zu finden.

Bormuth: Wie kamen Sie auf Anna Amalia, die Mutter von Goethes Zögling Herzog Carl August?

Knoche: Der Vorschlag kam in einer Personalversammlung zwei Tage vor dem Jubiläum auf. Ich war von dem Fürstennamen im ersten Moment nicht so begeistert, weil ich eher an eine nüchterne Funktionsbezeichnung gedacht hatte: also statt »Zentralbibliothek« vielleicht »Forschungsbibliothek«. Aber »Anna Amalia« hat dann auch bei mir nach einer Nacht des Drüberschlafens gezündet. Anna Amalia war die größte Förderin der Herzoglichen Bibliothek und stellte ihr im Jahr 1766 ein eigenes Gebäude zur Verfügung. Nachdem die Bibliothek bis dahin im Stadtschloss nur für das

unmittelbare Hofumfeld zugänglich gewesen war, war sie nun auch von einer größeren Öffentlichkeit nutzbar. Ihre Nennung als Namenspatronin lag auch deshalb nahe, da Anna Amalia ihre reichhaltigen privaten Buchbestände und Musikalien der Herzoglichen Bibliothek überlassen hatte.

Bormuth: Wie entwickelte sich das Verhältnis zu den Mitarbeitern dieser traditionsreichen Institution?

Knoche: Wir hatten das Glück, von Anfang an ein gutes Arbeitsklima zu haben, obwohl man hätte erwarten können, dass es zu heftigen Konflikten kommen werde, wenn ein Westdeutscher einen eingespielten ostdeutschen Betrieb leiten soll. Aber die Stimmung im Haus war ganz von der Wende-Euphorie getragen. Die Mitarbeiter selber hatten ihren alten Direktor in der letzten DDR-Zeit in den Ruhestand geschickt und wünschten sich für den Neuanfang einen nicht zu alten Nachfolger aus dem Westen. Damit konnte ich mit meinen 40 Jahren dienen. Natürlich gab es auch Missverständnisse und Enttäuschungen, z. B. wenn vertraute Arbeiten wegfielen oder anders organisiert werden mussten. Hinzu kam, dass zufällig genau mit meinem Amtsantritt neue Arbeitsverträge nach dem Bundesangestellten-Tarif notwendig wurden. Eine schrecklich komplizierte Materie, zumal die Lebensläufe und Tätigkeitsbeschreibungen nicht mit den im Westen üblichen Verhältnissen vergleichbar waren. Es fiel mir nicht leicht, neben der ungewohnten Chefrolle mit der Abnahme des Gelöbnisses auch noch den Vertreter einer Staatsmacht zu spielen, der ich lange genug skeptisch gegenübergestanden hatte.

Bormuth: Was blieb schwierig?

Knoche: Da die Klassik Stiftung Weimar fast ausschließlich auf das Projekt »Weimar – Kulturstadt Europas 1999« fixiert war, geriet die Entwicklung der Bibliothek bald ins Stocken. Obwohl mit hohem finanziellen Aufwand viele historische Gebäude in Weimar saniert wurden, geschah zu wenig mit der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Sie fiel durch das Raster der Kulturstadt-Planer. Das hat mich damals sehr umgetrieben und hätte beinahe dazu geführt, dass ich aufgegeben hätte.

Bormuth: Und dann trat etwas ein, was für den Hüter einer Bibliothek eigentlich unvorstellbar ist: dass die Bücher in Flammen aufgehen.

Knoche: Ja, der Alptraum eines Bibliothekars wurde am 2. September 2004 für mich Wirklichkeit. Seitdem nehme ich das Ereignis als Mark-

stein und teile meine Erinnerungen in eine Zeit vor und nach dem Brand ein. Dabei setzte schon bald eine unglaubliche Welle der Hilfsbereitschaft ein, die uns alle, die wir den Brand erlebt hatten, beflügelte. Alle Welt und überraschenderweise auch ganz Weimar identifizierte sich plötzlich mit der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Im Nachhinein wirkt manches, was wir in der Folge für den Wiederaufbau und die Spendenkampagne taten, so, als sei dies alles strategisch klug geplant gewesen, um die Aufmerksamkeit einer großen Öffentlichkeit lange zu beschäftigen. Aber es ergab sich für mich eins aus dem anderen, oft auch zufällig. Wir haben einfach Glück gehabt. Dabei stand in den ersten Tagen nach dem Unglück alles auf der Kippe.

Bormuth: Inwiefern?

Knoche: In den Zeitungen und übrigens auch in der polizeilichen Untersuchung wurde die Frage geprüft, wer der eigentlich Schuldige für die Katastrophe sei. So kursierten etwa bei Weimarer Taxifahrern Verschwörungstheorien dergestalt, dass der Direktor aufgrund seiner Drogenabhängigkeit wertvolle Bücher entwendet und verkauft habe, deren Fehlen der Brand vertuschen sollte. Das Gebäude war schlicht marode und hätte schon ein Jahrzehnt vorher saniert werden müssen. 1996 gab es ein Alarmsignal, als Schimmel den wertvollsten Bestand der mittelalterlichen Handschriften der Bibliothek befallen hatte. Damals hat die überregionale Presse, vor allem die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, den Vorfall aufgegriffen und auf die Dringlichkeit der Bibliothekssanierung hingewiesen.

Bormuth: Wann war denn die Entscheidung für die Durchführung der baulichen Sanierung einschließlich der Erweiterung um Magazin- und Benutzungsbereiche gefallen?

Knoche: Im Jahr 1999, als Weimar den Titel einer europäischen Kulturhauptstadt trug und im Fokus der Öffentlichkeit stand. Das war der eigentliche Durchbruch zur Realisierung des Konzepts der Bibliothek als Forschungsbibliothek und erlebbares Denkmal zugleich. Das Studienzentrum mit dem Tiefmagazin war zum Zeitpunkt des Brandes glücklicherweise fast fertig. So konnten wir es in der Brandnacht schon zur provisorischen Sicherung der aus dem Feuer geretteten Buchbestände nutzen. Der Brand hat die Veränderung also nicht ausgelöst, sondern ihre Dynamik stark beschleunigt.

Bormuth: Eine große Bedeutung hatte dabei die enorme Hilfsbereitschaft, die öffentliche und private Spender nach dem Brand der Anna Amalia Bibliothek zeigten.

Knoche: Ich habe mich immer gefragt, woran es lag, dass in Weimar solch starke Solidarität spürbar wurde, während sie in Köln nach dem Einsturz des Stadtarchivs ausblieb? Einen wichtigen Grund sehe ich darin, dass schon vor dem Brand jährlich rund 15.000 Besucher die Bibliothek und ihren wunderschönen Rokokosaal persönlich erlebt hatten. Von dem visuellen Eindruck des emblematischen Bibliothekssaals scheint eine große Kraft ausgegangen zu sein, die sich bei dem hermetisch wirkenden Gebäude des Kölner Stadtarchivs, das kaum jemand von innen kannte, nicht einstellen konnte. Auch spielt Weimar nicht erst seit dem Kulturjahr 1999 für das kulturelle Selbstverständnis Deutschlands trotz des Domes meines Erachtens eine weitaus wichtigere Rolle als Köln. Ich habe versucht, in dem kleinen Buch *Die Bibliothek brennt – Ein Bericht aus Weimar* zu beschreiben, wie ich die Katastrophe des Brandes und den Enthusiasmus erlebt habe, der dazu führte, dass die Restaurierungsarbeiten mit Hilfe des außergewöhnlich hohen Spendenaufkommens auf den Weg gebracht werden konnten.

Bormuth: Es folgten Jahre, in denen die Anna Amalia Bibliothek aufblühte. Sowohl das architektonisch beeindruckenden Studienzentrum als auch das nach dem Brand restaurierte historische Gebäude wurden für eine größere Öffentlichkeit wieder geöffnet. Die Summe dieser Erfahrungen wie auch weitergehende Überlegungen sind in Ihr jüngstes Buch *Die Idee der Bibliothek und ihre Zukunft* eingeflossen.

Knoche: Von den vielen Besuchern, die ich im Laufe meiner Zeit als Direktor durch das Haus führen konnte, wurden mir häufig Fragen wie die folgenden gestellt: »Warum brauchen Sie neben dem schönen Rokokosaal eigentlich noch das Studienzentrum?« Und: »Warum kaufen Sie denn immer noch neue Bücher, wenn Sie sowieso schon Finanzierungsschwierigkeiten haben? Wäre es nicht besser, sich auf die Präsentation der musealen Bibliothek zu beschränken? Wie stehen Sie zu den digitalen Möglichkeiten, die moderne Bibliotheken bieten?« Mein neues Buch ist der Versuch, Antworten auf diese Fragen zu geben, soweit das auf rund 140 Seiten möglich ist.

Bormuth: Mir sind Bibliotheken unabhängig von der Möglichkeit, sich in ihnen Bücher zu entleihen, während des Studiums vor allem zu Orten

geworden, in denen der Austausch mit Menschen und Wissenswertem auf ganz neue Art möglich ist.

Knoche: Ich finde, dass sich die Technik in vielen Bereichen der Bildung zu stark zwischen die Menschen schiebt und die direkte Kommunikation verkompliziert oder gar verhindert. Bibliotheken als physische Orte bieten einen geordneten Überblick über das gesamte Spektrum an relevanten Medien, aber eben auch Beratung, Möglichkeiten zur Kommunikation mit anderen, Inspiration. Die Bibliothek an der Universität ist ein Integrationsraum, der im Sinne von Karl Jaspers zur Idee der Universität als einem Ort der Freiheit dazugehört. In Lesesälen kann man in guten Momenten von der Anwesenheit anderer Leser profitieren. Man befindet sich in einem öffentlichen und doch intimen Raum. Es findet ein vielstimmiges stummes Gespräch statt. Das kann sehr stimulierend wirken.

Bormuth: In Ihrem Buch haben Sie auch eine solche Leseinsel mitten in New York beschrieben, die ähnlich wie die Anna Amalia Bibliothek von Lesenden bevölkert, aber auch von Touristen bestaunt wird. Die New York Public Library ist ein herrschaftlicher Bau an der Fifth Avenue, der gemeinsam mit dem kleinen Bryant Park im Herzen von Manhattan einen Straßenblock ausfüllt.

Knoche: In New York ist es wirklich großartig gelungen, in der Bibliothek keinen Einwohner der Stadt auszuschließen. Es ist ein Ort, in dem selbst für Obdachlose ein Plätzchen vorhanden ist, auch wenn sie nicht ernsthafte Leser zu sein scheinen. Und zugleich findet dort Forschung auf hohem Niveau statt, besonders eindrucksvoll in dem *Main Reading Room* zu beobachten und zu erleben. Diese Bibliothek mit ihren riesigen Tischen aus weißer Eiche unter hohen Decken, von denen große Leuchter herabhängen, gehört zu den Räumen, die ein Gefühl von erhabener Schönheit vermitteln. Ich glaube, Bibliotheken funktionieren dann besonders gut, wenn sie Räume anbieten, in denen Leser sich wertgeschätzt fühlen.

Bormuth: Die sinnliche Erfahrung betrifft ebenso das Medium Buch. Die zunehmende Digitalisierung, deren Bedeutung für die Bibliotheken Ihr Buch skizziert, stellt seine haptische und ästhetische Erfahrung stark in Frage. Viele junge Leser machen kaum noch Erfahrungen mit dem gebundenen Buch; sie kennen nurmehr den Bildschirm, wenn es um das Lesen geht.

Knoche: Tatsächlich werden digitale Publikationen immer stärker in den Vordergrund treten, so wie es bei den Naturwissenschaften und der Me-

dizin jetzt schon der Fall ist. Aber alle Texte, die intensiv gelesen und studiert werden müssen oder die von ihrer Gestaltung leben, scheinen mir weiterhin das Medium Buch sinnvoll zu machen. Ich kann mir nicht vorstellen, Kants *Kritik der reinen Vernunft* mit seinen 856 Seiten in der ersten Ausgabe von 1781 auf dem E-Reader zu lesen. Das scheint mir schon lesepsychologisch schwierig zu sein. Oder ist das doch eine Generationsfrage? Das Buch wird schon seit 50 Jahren totgesagt und ist immer noch quicklebendig. Ansonsten wünsche ich mir bei diesem Problem weniger Glaubenskriege und mehr Pragmatismus. Das analoge und das digitale Format haben ihre jeweils eigenen Vor- und Nachteile. Bibliotheken täten gut daran, weder ausschließlich auf das eine noch auf das andere zu setzen.

Bormuth: Wir haben am Anfang über den *Grünen Heinrich* als Leseerlebnis Ihrer Jugendjahre gesprochen. Könnten Sie am Ende unseres Gespräches ein Buch nennen, das Sie heute, ein halbes Jahrhundert später bewegt?

Knoche: Es ist wohl nicht sehr originell, wenn ich wieder einen Bildungsroman nenne, zumal wenn er von Goethe stammt. Aber ich bin jetzt wieder bei *Wilhelm Meister* angekommen, dessen Weg ins Leben ich mit großer Teilnahme verfolge. Ich bewundere die Kunst Goethes, Erfahrungen zu »erzählen«. Er scheint mir als Dichter unausschöpflich und immer interessanter, je älter ich werde. Weit gekommen bin ich also nicht, von Keller zu Goethe. Aber »Fortschritt« ist weder in der Literatur noch in meinem Leben eine sinnvolle Kategorie.